

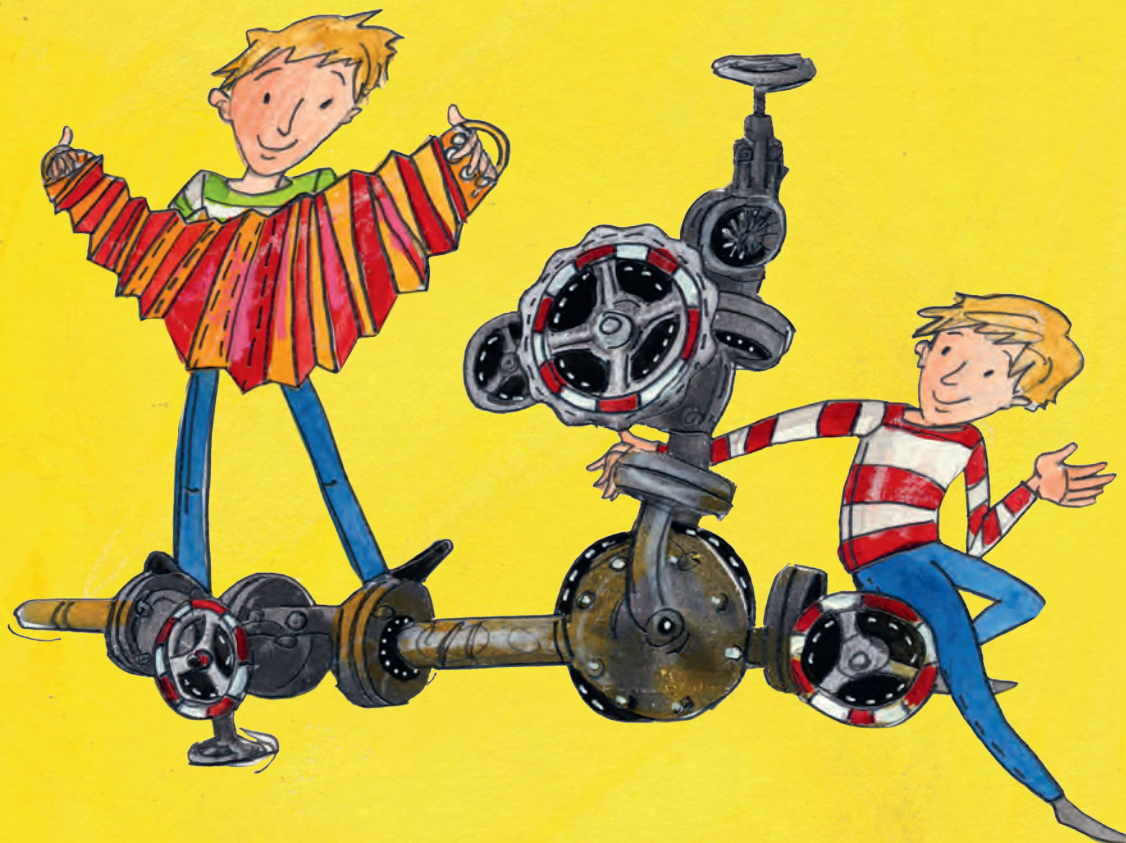
Der Geschmack von **ROST** UND **KOHL**E

Eine Geschichte von Thomas J. Hauck

mit einem Wissensteil über
*Die Entstehung der Braunkohle
und über die Brikettfabrik „Louise“*
von Steffi Bröckerbaum

Illustriert von Sylvia Graupner

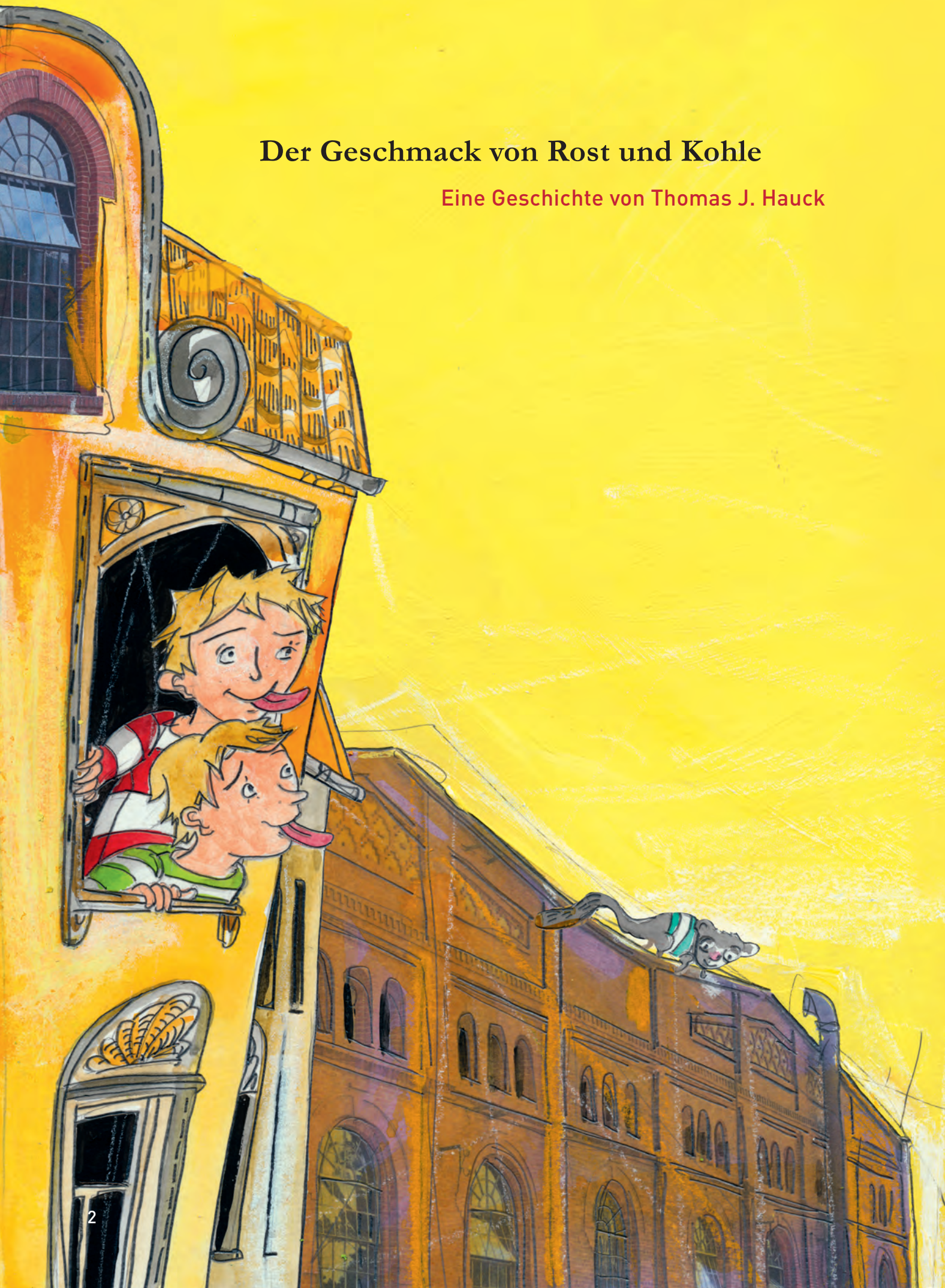
Herausgegeben vom Brandenburgischen Landesamt
für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum



HINSTORFF

Der Geschmack von Rost und Kohle

Eine Geschichte von Thomas J. Hauck





Am 8. August haben wir beschlossen zu gehen, abzuhausen. Mein Bruder und ich. Wir wollten nicht mehr länger hierbleiben, in diesem Internat. Hier, weit draußen auf dem Land, auf dem Herrensitz aus dem 18. Jahrhundert. In das uns Mama und Papa nur gesteckt haben, weil sie ständig unterwegs sind. Dienstreise nach Los Angeles, Arbeitstreffen in München ...

Wir saßen im Zimmer, die Sonne schien – und irgendwie schmeckte die Luft leicht salzig. Keine Ahnung, warum. Eigentlich liegt das Internat ganz schön weit weg vom Meer. 450 Kilometer bis zur Ostsee sind es. Aber die Luft schmeckte auch nicht nach Ostsee. Ich sagte zu meinem Bruder: „Probier’ mal die Luft, die schmeckt nach Atlantik.“ Und dann haben wir uns und unsere Zungen aus dem Fenster gestreckt. Der Hausmeister fand das nicht so lustig und hat uns mit der Faust gedroht. Aber wirklich: Die Luft schmeckte nach Atlantik. Und nach Reise, Fernweh. Da war klar, wir mussten weg von hier. Hin zu Onkel Bart nach Koksijde ans Meer. Er hatte Mama und Papa schon vor Jahren angeboten, dass wir zu ihm kommen könnten. Sein Haus sei groß genug und Schulen gebe es auch. Und Muscheln und Frietjes. Pommes Frietjes. Und das Meer, das würde nach Atlantik schmecken. Naja, nicht ganz Atlantik. Onkel Bart sagt immer, in Koksijde täten sich die Nordsee und der Atlantik küssen. Und deswegen würde er auch hier wohnen! Wegen der Küsse!

Wir rechneten nach. Über 870 Kilometer waren es bis Koksijde! Zu Fuß wären wir so in 200 Stunden da. Vielleicht ab und zu auch mal mit dem Zug fahren ... dann ginge es natürlich schneller.

Mama und Papa erfuhren nichts von unserem Entschluss. Waren ja eh nicht da, waren wie immer unterwegs. Hatten wieder ein Wochenende abgesagt, auf das wir uns so gefreut hatten.

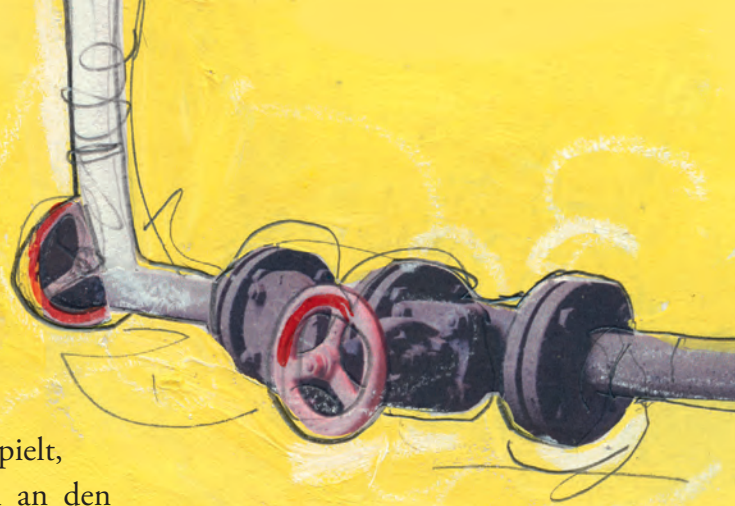
Wir haben den Beginn der Sommerferien abgewartet und dem Schulleiter, Herrn Ebenbrecht, ein richtig gutes Märchen aufgetischt. So etwas vom Wandern, Natur erleben.

Schließlich besorgten wir uns einen Leiterwagen und verstauten alles, was wir brauchten, darin: Knäckebrot zum Beispiel, Käse, Schlafsäcke, Decken. Wir beschlossen, abwechselnd zu ziehen. Damit jeder einmal sitzen durfte.

Mein Bruder ist wie ich 12 Jahre alt. Wir sind Zwillinge. Mein Bruder heißt Simon – und ich bin Magda. Die Lehrerinnen sagen „Magdalena“ zu mir, aber „Magda“ ist viel besser. Klingt irgendwie nach einer Fußballerin. Ich spiele nämlich leidenschaftlich gerne Fußball! Da wir Zwillinge sind, sehen wir uns total ähnlich. Zum Verwecheln ähnlich. Das ist gut so. Ich wollte sowieso immer lieber ein Junge sein und Simon ein Mädchen. Da ist im Bauch von Mama was verwechselt worden. Dass wir nicht zu unterscheiden sind, hat uns im Internat ganz schön oft genutzt. Bei den Hausaufgaben, beim Nachsitzen oder im Sport. Wir machen beide Musik, ich mit dem Schlagzeug und Simon mit dem Akkordeon. Wir spielen nicht nach Noten, ich trommle überall herum. Alles klingt, alles tönt. Ich will mir mal ein Schrottschlagwerk bauen. Alles zusammenschweißen, Blech, Rohre, Büchsen.



Klar, dass ich meine Schlagzeugstöcke mit auf die Reise nehmen wollte und Simon sein Akkordeon. Wir improvisieren immer zusammen. Ich schlage und kratze, auf Steine, Blech, Treppengeländer, Wände, und Simon lässt dazu sein Instrument schnaufen, quietschen, stöhnen und rauschen. Wenn ich dann die Augen schließe und er spielt, hör' ich das Meer rauschen und die Wellen an den Strand rollen.



Am 11. August legten wir unsere Route fest und errechneten, wie viel wir am Tag gehen müssten, um nach Koksijde zu kommen. Wenn wir sechs Stunden schafften, wären wir so in 35 Tagen dort. Am Meer. Bei Onkel Bart. Hoffentlich!

Am 12. August brachen wir auf. Ene mene muh und raus bist du, ich war mit dem Ziehen dran. Am Anfang war es ganz schön schwer, aber Simon spielte auf seinem Akkordeon – das machte es leichter.



Wir zogen auf dem Fahrradweg gen Westen. In Richtung Atlantik. Der Himmel war bedeckt, das ideale Wetter. Ein Abhauwetter! Wir sangen laut und ziemlich schräg „Hoch auf dem gelben Wagen“. Weit konnten wir sehen, alles flach hier. Oder, wie Onkel Bart immer sagt, furz-eben. „Wenn wir die Augen zusammenkneifen, können wir bestimmt bis zum Atlantik schauen“, meinte mein Bruder. In der Ferne aber war nur ein Wald zu sehen, bald hatten wir ihn erreicht und bogen in einen Weg ein, der uns zu einem See führen sollte. Dort wollten wir die erste Pause machen. Aber wir sahen den See nicht. Wahrscheinlich vor lauter Bäumen. Der Waldweg gabelte sich, langsam wurde uns ein bisschen mulmig. Und jetzt begann es auch noch zu regnen.

Das fing ja gut an. Es regnete immer mehr. In der Ferne rollte der Donner. „Lass uns einen Unterschlupf suchen, meinte Simon.

Zwischen Bäumen und Gestrüpp entdeckten wir eine Ruine. „Vielleicht das Badehaus am See“, rief ich übermütig und zog den Leiterwagen schnell hinter mir her. Das Gewitter kam immer näher. Krähen krächzten. Ein ferner Blitz erhellte den Wald.



Plötzlich trat aus der dunkelsten Ecke der Ruine eine Frau, gekleidet in unzählige Jacken, Mäntel, Hosen, Röcke und Tücher. Es blitzte und donnerte immer mehr, das Gewitter musste fast über uns sein. Die seltsame Frau starrte uns an. Sie schlurfte immer näher, ein beißender Geruch umgab sie, wie angewurzelt blieben wir stehen, dann lachte sie hysterisch, verharrte plötzlich und sang. Sie sang eine Arie. Die hatten wir doch gerade erst im Musikunterricht gehört! Aus „La Traviata“, der Oper. Die Frau hatte eine Stimme wie eine Opernsängerin. Wie von der Tarantel gestochen sprang sie auf meinen Bruder zu, packte ihn am Armgelenk; Simon konnte sich losreißen und rannte schreiend weg. Ich sah noch das baumelnde Akkordeon auf seinem Rücken, dann war er verschwunden. Wo war er? Ein gellender Schrei war zu hören – „Magdaaaaa!“ Mein Bruder, ihm musste etwas zugestoßen sein.



Ich lief um die Ruine, die Frau sang immer noch, es regnete in Strömen, „Simon, Simon!“, rief ich, ich suchte, ich stolperte über Steine und Äste, da hörte ich wieder „Maaaagda!“, ich rutschte auf den klitschnassen Steinen aus, konnte mich gerade noch an einem großen Farnbusch festhalten. Mit einem Fuß hing ich in einem Loch. Mein Herz schlug heftig, aus dem Loch kam ein „Magda, hilf mir“. Ich sah die seltsame Frau um die Ecke kommen, da riss der Farnbusch und ich purzelte in die Tiefe. Wie oft ich mich überschlug, weiß ich nicht, auf jeden Fall landete ich ziemlich unsanft im Matsch.

Ich tastete meine Jacken- und Hosentaschen ab, irgendwo hatte ich doch meine Taschenlampe hingesteckt. Da, in der hinteren Seitentasche. Und sie funktionierte noch! Der kleine Lichtkegel erhellte die Umgebung. Simon stand vor mir, über und über mit Schlamm bedeckt: „Wenn das jetzt Ebenbrecht sehen würde, der bekäme einen Anfall!“

Unser Schuldirektor ist ein absoluter Sauberkeitsfanatiker, kaum sieht er Dreck, zeigen sich auf seinem Gesicht rote Flecken.



Da, wo wir standen, lagen Holzbalken, zum Teil lehnten sie an der Wand. Zwischen Lehmklumpen schimmerte so etwas wie eine Eisenbahnschiene. Wo waren wir? Es tropfte von der Decke. „Simon, dreh dich mal um! Siehst du auch, was ich sehe?“ Hinter ihm befand sich ein Gang. Ein mit Holzbalken abgestützter Gang. Vorsichtig stapften wir hinein. Niedrig war er. Trotz meiner Taschenlampe konnten wir nur ein bisschen nach vorne sehen. Ganz weit entfernt hörten wir die Arie. Wir wateten durch Schlamm, stolperten über Balken und Eisenbahnschienen, schlugen uns immer wieder unsere Köpfe an, tasteten uns vorwärts. Weiter, immer weiter. Irgendwohin musste der Gang ja führen. Vielleicht ein Bergwerkstollen? Ein Geheimgang? „Wir sind auf dem Weg zu den sieben Zwergen“, flüsterte Simon geheimnisvoll. „Ja, zu Schneewittchen“, meinte ich.

Wie lange wir schon gewatet waren, als Simon plötzlich nach vorne zeigte, weiß ich nicht. Ein Lichtschein von oben und eine Stahlleiter an der Wand: Wir schauten uns an, das war die Rettung. Hoffentlich!

Ich rüttelte an der Leiter, dann stieg ich hoch. Sprosse für Sprosse. Das Klettern kam mir unendlich vor; irgendwann hatte ich dann aber doch den Ausstieg erreicht. Ich stemmte mich heraus und stand in einer Halle, anscheinend einer Fabrikhalle, einer ziemlich großen Fabrikhalle mit riesigen Maschinen, die aussahen wie Schleifmaschinen von Riesen. Wahrscheinlich waren das Antriebsräder, schwarz und unheimlich zeichneten sie sich in der fahlen Dunkelheit ab. Und alles roch nach Staub, Rost und Kohlen. „Simon, komm hoch“, rief ich. Bald saßen wir nebeneinander, an eine Maschine gelehnt. Frierend und hungrig. Nass und plötzlich auch sehr müde.

